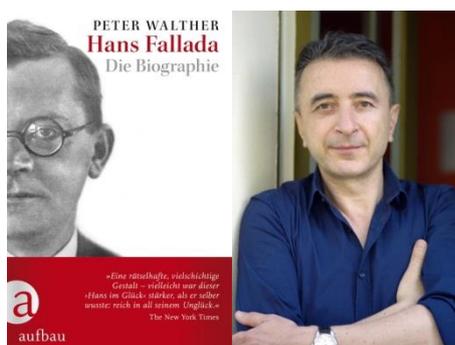




Annalise-Wagner-Stiftung
c/o Regionalbibliothek –
Marktplatz 1– 17033 Neubrandenburg

Annalise-Wagner-Preis 2018



Peter Walther Dankrede Annalise-Wagner-Preis 2018

"Eine richtige mittlere Landstadt" hat Fallada Neustrelitz in einem Brief an seine Frau Suse einmal genannt. Empfing er Besuch aus Berlin, etwa seinen Verleger Rowohlt, kam der zumeist mit der Bahn über Neustrelitz. Von hier aus fuhr man mit einem Zug der Mecklenburgischen Friedrich-Wilhelm-Eisenbahn-Gesellschaft weiter nach Feldberg, das letzte Stück wurde dann mit dem Taxi zurückgelegt. So gelangten Verwandte, Freunde und Bekannte nach Carwitz, in "die verwunschene Herrlichkeit", als die Fallada sein Domizil beschrieben und erlebt hat.

Geht man dort auf den Friedhof, finden sich im dichten Abstand ein Gedenkstein für Hans Fallada und ein Grabstein für Rudolf Ditzen. Dieses Nebeneinander enthält bereits im Kern, was das Bild Falladas bis heute für eine breitere Öffentlichkeit ausmacht: Nämlich die Aufspaltung der Persönlichkeit in den genialen Schriftsteller Hans Fallada, dessen Werk unsere Bewunderung verdient, und die labile, im bürgerlichen Leben gescheiterte Person Rudolf Ditzen.

Fallada selbst hat Spuren dieses Bruchs, der bis in die Kindheit zurückreicht, an verschiedenen Stellen in seinem Werk beschrieben. In seinem Erinnerungsbuch „Damals bei uns daheim“ heißt es: „Und es überkam mich [...], dass es eigentlich zwei Hans Fallada gebe, zwei ganz gleiche Hans Fallada, und sie erlebten beide genau das gleiche, aber sie ertrugen es nicht gleich. [...] Er war auch ich, aber er war ein Ich, das nicht ganz so wirklich war wie ich [...], er war ein Schatten oder ein Gespenst. Oder wie ein Doppelgänger. Manchmal konnte diese Erscheinung etwas sehr Beängstigendes haben, so wenn dieses zweite Ich etwas tat, was mir gar nicht recht war, und mein erstes Ich hatte dafür einzustehen, als habe es dies selbst getan.“

Aber nicht allein die Mehrfach-Identitäten, sondern auch die Wandlungsfähigkeit innerhalb nur einer Lebensrolle gehören zur schillernden Persönlichkeit Falladas. 1911, nach dem als Duell getarnten Doppelsebstmordversuch in Rudolstadt, wurden die Klassenkameraden zum Verhalten und zu den Ansichten ihres Mitschülers befragt. Einer von ihnen gab zu Protokoll: „Er stellte [...] die Behauptung auf, es gäbe keine Charaktere, der Mensch könne heute so, morgen so sein.“ Es wäre alles einfach, wenn diese Brüche in der Persönlichkeit genau entlang der Grenze zwischen Realität und Literatur, zwischen Wirklichkeit und Fiktion verlaufen würden. Tatsächlich jedoch ist es komplizierter. Die Vorstellungen, die Fallada bedrängen und deren Zwang er sich nur schwer entziehen kann, wirken zurück in sein Leben. Dabei sind die Grenzen zwischen Vorstellung und Realität durchlässig. Vielfach brechen sich die Bilder von Innen- und Außenwelt wie in einem Spiegelkabinett und finden ihren Niederschlag in der Literatur.

Bis in die feinsten Verästelungen durchschaut Fallada die menschliche Psyche, die Mechanismen der Selbsttäuschung, doch zugleich ist er ein Musterbeispiel dafür, dass es die eine Sache ist, sich selbst und andere zu durchschauen, und die andere, einen Nutzen für die eigene Existenz aus diesen Einsichten zu ziehen. So wird die vielfach bewährte Lebenstauglichkeit in Zeiten der Krise, häufig nach der Vollendung größerer Werke, fast schon berechenbar durch irrationale Einbrüche in Frage gestellt.

„Irgendwo hat jeder eine faule Stelle“ ist die Grunderkenntnis, die sich in Falladas Büchern in überraschenden Wendungen wiederfindet. Figuren, die gerade noch Lichtgestalten waren, werden von ihrer dunklen Seite gezeigt – und umgekehrt. „[...] was meine Leser stört“, schreibt Fallada 1940 in einem Brief, „ist nicht so sehr der Blick für das Böse, sondern die Tatsache, daß ich schwarz und weiß so sehr auch in meinen besten Gestalten mische, daß ich etwas Lebensähnliches versuche, daß ich den ganz schmalen Grat zwischen Gut und Böse so deutlich zeige, daß er sich letzten Endes selbst gefährdet glaubt, daß er sich eigener peinlicher Situationen erinnert, die er so gerne vergessen sehen möchte, daß ich schließlich nicht selbst urteile, daß ich versuche, das Böse ohne mein – ganz gleichgültiges – Werturteil zu schildern. [...] denn richtig ist es, daß mein Auge schärfer für Schatten als für Licht ist [...].“

Mit Neustrelitz sind, das ist schwer zu leugnen, eher die dramatischen Phasen in Falladas Leben verbunden, die Aufenthalte im Gefängnis und im Krankenhaus. Doch wie konnte es überhaupt dazu kommen, dass der Sohn eines Reichsgerichtsrats, mehrfach zum Gefängnisinsassen wurde? Wilhelm Ditzen hat in seinen letzten Lebensjahren die schriftstellerischen Erfolge seines Sohnes gewürdigt, er hat ihm nach Jahren des stetig gewachsenen Abstands die Anerkennung gezollt, mit der der Sohn kaum noch rechnen durfte und die für ihn wichtig war. Allerdings machte der Vater – wohl nur im engen Familienkreis – einen Vorbehalt geltend, den Elisabeth Ditzen in einem späten Interview sinngemäß überliefert hat: Sein Sohn könne immer nur schildern, was er selbst erlebt hat, es fehle ihm die eigentliche poetische Begabung.

Ist das, was der Vater als Schwäche sieht, nicht eigentlich die Stärke Falladas? Sind seine Bücher nicht dort am stärksten, wo sie vom eigenen Erleben ausgehen? Tatsächlich finden sich in den zahlreichen Variationen des „Kleinen Mannes“, den Kufalts, Tredups und Pinnebergs, aber auch in anderen Protagonisten und Nebenfiguren seiner Romane immer wieder Wesenszüge des Schriftstellers selbst.

Am ehesten gilt dies wohl für den dunklen und schwachen Helden in Falladas Roman "Der Trinker", der im Herbst 1944 in der Pflegeanstalt der Landesanstalt Neustrelitz-Strelitz entstanden ist. Hier wurde der Schriftsteller eingeliefert, nachdem er unter dem Einfluss von Alkohol und verschiedenen Schlafmittelpräparaten im Streit auf seine geschiedene Ehefrau geschossen hatte. In der Anstalt teilt er eine Zelle „mit einem schizophrene Mörder, einem schwachsinnigen und entmannten Sittlichkeitsverbrecher und mit einem ebenfalls schwachsinnigen Lustmord-Versucher“. Bereits am dritten Tag erhält Fallada die Erlaubnis zu schreiben. Auf 92 Bogen Papier im Quartformat entstehen in nur einem Monat ein Roman, fünf Erzählungen und seine persönliche Abrechnung mit dem NS-Regime in Form eines Tagebuches.

Nur gut zwei Wochen benötigt Fallada für die Niederschrift des Romans „Der Trinker“, ohne auf irgendwelche Hilfsmittel zurückgreifen zu können, unterbrochen vom neugierigen Interesse der Wärter und ohne Aussicht, das Geschriebene je aus der Zelle schmuggeln zu können. Schreiben ist für ihn ein Wert an sich, eine notwendige Lebensäußerung. Für das Figurenensemble im „Trinker“ findet er Vorbilder in seinen Mitinsassen, das Grundmotiv aber – die Maßlosigkeit, die Schwäche, die Sucht – findet er in sich selbst. Die Geschichte des schicksalhaften Niedergangs eines Kleinunternehmers mit dem Allerweltsnamen Erwin Sommer ist sein persönlichster Roman, zugleich gibt es in deutscher Sprache kein literarisches Werk, das die Abgründe der Sucht so lebendig, tief und komisch schildert wie dieses Buch.

Am 12. September 1944 fährt Falladas geschiedene Frau Suse nach Neustrelitz und besucht Medizinalrat Dr. Johannes Hecker, Oberarzt an der Heilanstalt Domjuch, zuständig auch für die Heil- und Pflegeanstalt in Alt-Strelitz, der mit einem Gutachten über Fallada beauftragt ist – für den Beschuldigten ein Glücksfall, denn Hecker kennt den Schriftsteller, wenn auch nur flüchtig, so doch persönlich. Er befürchtet, Fallada könne ins KZ Ravensbrück überstellt und totgeschlagen werden. Hecker wird in seinem Gutachten auf dem schmalen Grat wandeln, einerseits die Vorteile der Unzurechnungsfähigkeit für den Angeklagten in Anspruch zu nehmen, zugleich aber die dauerhafte Unterbringung in der Anstalt abzuwehren. Im "Trinker" fließen Züge von ihm in die Figur des Medizinalrats Dr. Stiebing ein. Nach Kriegsende wird Hecker von einem sowjetischen Militärgericht zum Tode verurteilt und am 10. Juni 1946 in Schwerin erschossen. Der Schützling überlebt seinen Retter nur um Monate. In dieser Spanne entsteht Falladas letztes großes Werk, "Jeder stirbt für sich allein".

Es ist Falladas Kunst der Menschenschilderung, die sein Werk bei allen Irritationen so zeitlos und lebendig erscheinen lässt, die Mischung aus Sentimentalität und Sarkasmus, die Radikalität und Schärfe seiner Figurenzeichnung und eine Grundhaltung, die das weite Feld des Menschlichen in der natürlichen Mischung aus Gut und Böse schildert. Bei aller Vorliebe für die finsternen Gestalten wird Fallada nie zum kühlen Menschenverächter, weil er, wie er in einem Brief an einen Leser schreibt, letzten Endes doch an das Gute im Menschen glaubt, „weil ich den Menschen doch liebe, aber eben nicht blind, mit bewusstem Augenschließen, sondern so, wie er ist: ein Geschöpf der dunklen Erde, aber mit herrlichen Erleuchtungen!“

Ich danke der Annalise-Wagner-Stiftung, der Jury und allen an der Organisation und Ausrichtung Beteiligten dafür, dass sie mit ihrer Entscheidung die Aufmerksamkeit auf das Leben und das Werk von Fallada gelenkt hat, der in diesem Jahr 125 Jahre alt geworden wäre.

Peter Walther
Neustrelitz, den 30.06.2018